Deutsche Schillerstiftung von 1859

VERLEIHUNG DER EHRENGABEN

2024

INHALTSVERZEICHNIS

2024

Verleihung der Ehrengaben der

DEUTSCHEN SCHILLERSTIFTUNG VON 1859
an Peter Wawerzinek

LAUDATIO	Florian Höllerer	4
DANKESREDE	Peter Wawerzinek Schillerrauschen. Das Lied von der Glocke	10

Verleihung des Förderpreises der

ANKE BENNHOLDT-THOMSEN-STIFTUNG
an Romina Nikolić

LAUDATIO	Daniela Danz	16
DANKESREDE	Romina Nikolić	22

2024

Verleihung der Ehrengabe der
DEUTSCHEN SCHILLERSTIFTUNG VON 1859
an Peter Wawerzinek

LAUDATIO auf PETER WAWERZINEK

Peter Wawerzinek wurde 1954 in Rostock geboren. Seine Eltern ließen ihn und seine Schwester 1957 bei ihrer heimlichen Flucht nach Westdeutschland zurück. Er wuchs in Kinderheimen der DDR und später als Adoptivkind an der Ostseeküste auf. Nach seiner Lehre als Textilzeichner nahm er ein Kunststudium in Berlin-Weißensee auf, was er nach dem zweiten Studienjahr abbrach. Er arbeitete in verschiedenen Berufen (u. a. als Totengräber und Briefträger), bis er sich als Performance-Künstler, Musiker und Autor seinen Lebensunterhalt verdiente. Erst nach der Wende veröffentlichte er seine ersten Texte, u. a. *Das Kind das ich war* (1994). Der literarische Durchbruch gelang ihm mit dem Roman *Rabenliebe*, für den ihm 2010 der Ingeborg-Bachmann-Preis verliehen wurde. Wawerzineks Werk umfasst Erzählungen, Romane, Hörspiele und einen Film. Zuletzt erschienen ist ein Gedichtband *Letzte Buchung* (2023). Seine Texte sind stark autobiografisch geprägt; ein wichtiges Thema ist seine Heimatregion Mecklenburg-Vorpommern. Wawerzinek erhielt zahlreiche Stipendien, u. a. des Deutschen Literaturfonds (1993), des Heinrich-Böll-Hauses in Langenbroich, der Berliner Akademie der Künste (2003 und 2021) und der Villa Massimo in Rom (2019–2020), und wurde zum Stadtschreiber in Klagenfurt (2011), Jena (2012), Dresden (2016) und in Magdeburg (2015) gewählt, wo er heute lebt.

FLORIAN HÖLLERER

»Bis später, Dein Peter«. So endete Peter Wawerzinek seinen Beitrag in der Berliner Volksbühne, vorletzten Oktober: zum Tod und zur Erinnerung des jahrzehntelangen Weggefährten Bert Papenfuß. »Bis später, Dein Peter« war der Nachhall eines schwindelerregend-paargereimten Lang-Poems, eines zärtlich-rauschhaften Rufs, Nach-Rufs.

Den Erinnerungsabend in der Volksbühne noch im Kopf war ich neugierig, als ich kurz darauf von dem bei Urs Engeler und Christian Filips erscheinenden Roughbooks-Band erfuhr: *Letzte Buchung*, der tatsächlich erste Lyrikband von Peter Wawerzinek. Wie bei Roughbooks so üblich beginnt das Buch bereits auf dem Cover. Nicht mit einem Gedicht, sondern offensichtlich einem Begleitschreiben zum Titel des Bandes:

»Der Titel *Letzte Buchung* ist eine Anspielung auf meinen Lebensgang, der sich dem Ende zuwendet. Finde witzig, das erste mal Gedichte wegzuschicken, und sie werden die ersten letzten sein. Wenn daraus ein Buch würde, wäre dies die einzige letzte Buchung und das dann der Spott dazu:«

Gedichte aus fünf Jahrzehnten, von denen die ältesten bereits in der Prenzlauer-Berg-Szene der 80er entstanden sind.

Die versammelten Texte scheinen allerdings keinem chronologischen Prinzip zu folgen – vielmehr geben sie sich gegenseitig Schwung, spiegeln sich, setzen einander in Bewegung. Auf die Art und Weise, wie man lesend in diesem Band unterwegs ist, passt ein früherer Satz Wawerzineks: »Es ist wie mit der Suche nach Krebsen im Fluss. Man muss jeden einzelnen Satz wie einen Stein anheben, will man seinen Sinn ergreifen. Wer ungeübt ist, dem huschen verborgene Bemerkungen flink davon.«

Und wenn schon dieser Satz fällt, dann auch die Sätze davor. Sie sind der Beginn der Eröffnungsrede zum Ingeborg-Bachmann-

Preis 2015, nachdem fünf Jahre zuvor eine Passage des Romans *Rabenliebe* den Preis erhielt. Der Beginn der Rede ist wie ein Kondensat des poetischen Verfahrens, der Schreibkunst Peter Wawerzineks:

»Die Buchstaben beißen. Die Worte wehren sich. Schöne Sätze tragen nun einmal Dornen. Jeder Text ist zuerst eine Lehmwand, die Risse bekommt, während man noch an ihm schreibt. In diese Risse hinein senkt sich Staub und Same. Der Text bricht auf und entwickelt sein Eigenleben. Kräfte walten und entfalten sich. Schornsteinbauer wissen, wovon ich rede.«

Den Lyrikband kennzeichnet das gut, auch wenn es zuvorderst die Prosa ist, die der Satz meint – und die Peter Wawerzineks Werk konstituiert: eine ausschweifende Buchproduktion in den 90er Jahren, mehrere Erzähl-Bände im Transit-Verlag von Gudrun Fröba und Rainer Nitsche, zuvor der fulminante bei Erich Maas erschienene Roman *Nix* (männliche Form von Nixe – der Nix). Und mit *Rabenliebe* findet Peter Wawerzinek dann seine neue Form: autobiographische Prosa. Autofiktion ist heute in aller Munde, bei Peter Wawerzinek offenbart sie sich als ein eigendynamisches Ineinander von Leben und Schornsteinbau.

Der Roman *Rabenliebe. Eine Erschütterung* basiert auf Stoff aus dem Leben Peter Wawerzineks: Zustände in Kinderheimen an der Ostsee, Zustände bei Adoptiveltern und nie wegzudenken: die Mutter, als Leerstelle. Denn zur Biographie Peter Wawerzineks gehört, dass seine Mutter, als sie von Rostock aus, gemeinsam mit dem Vater der Kinder, in den Westen geht, ihren dreijährigen Sohn und seine zweijährige Schwester allein in der verschlossenen Wohnung ihrem Schicksal überlässt.

Rabenliebe findet seine Fortsetzung in den ebenfalls autobiographisch angelegten und ebenfalls in Wolfgang Hörners Galiani-Verlag erschienenen Romanen *Schluckspecht*, über eine Alkoholsucht, die bis in die Jugend an der Ostsee zurückreicht, sowie dann *Liebestölpel*, über ebenfalls von der Jugend her nachgezeichnete Liebesversuche. Wobei der wahre Stoff, aus dem *Rabenliebe*, aus dem *Schluckspecht* und aus dem *Liebestölpel* gemacht sind, eben die Lehmwand des Textes ist, seine Risse, seine waltenden Kräfte, sein Eigenleben. Zurzeit, liest man, arbeitet Peter Wawerzinek in Magdeburg an einem Buch, das einen Aufenthalt in der Villa Massimo berührt und gleichzeitig den Umgang mit einer Krebserkrankung: »Rom sehen und nicht sterben«.

Peter Wawerzinek ist nicht nur Schriftsteller, sondern auch… Hörspielautor, Sänger, Performancekünstler – Regisseur:

Gemeinsam mit Steffen Sebastian macht er 2019 den Dokumentarfilm *Lievalleen* (platt für ›mutterseelenallein‹), in dem nicht nur er selbst, sondern auch ausführlich seine Schwester Auskunft geben über ihr Lebensschicksal und gesellschaftliche Zustände der Zeit. Die Geschwister wurden als Kleinkinder von den Behörden getrennt und wuchsen auf, ohne von der Existenz des anderen zu erfahren. Die Schwester war direkt im Säuglingsheim als nicht entwicklungsfähig eingestuft worden und wurde bis als achtzehnjährige in die Psychiatrie weggesperrt.

Zurück zum Gedichtband:

Der Schlusstext lautet »Unterlassene Themen« und Teil der Aufzählung in diesem Gedicht sind auch Dinge wie:

- »Das Stottern offensichtlich deprimierter Teilhaber an Dreierbeziehungen«
- »Die intimlose Artikulation der Trunksucht«
- »Den Stimmensalat minderjähriger Zombies«

Unterlassen sind Themen aus dem Leben des Peter Wawerzinek, bzw. der autobiographischen Romane dennoch auch im Gedichtband nicht.

Davon zeugen Gedichte wie:
»Pubertät« oder »Die Gaben der Raben« – oder »Zusatz«. Letzteres lautet:

»Mein Lehrer schlug mir ins Gesicht, / als ich ihm den Hang zum Faulsein / gestand. Hab Nachholestunden in / Kneipen abgesessen. Verfiel dem / charmanten Gerstensaft in den rauchigen / Horten. Hab Prosa aufgeschnappt. Mund / Geruch, Kopfschmerz, Stuss erlitten. / Das sind die Unglückspfennige, / die ich gerne zahlte.«

Oder die Schlussstrophe des Gedichts »Herkunft«:

»Der Vater von wortkarger Art. Eine Büste mir. / Die Mutter ein Kleiderbügel. Ich formulierte / mich als Halbmond. Ich nahm Fühlen als Kreppsohle / wahr. Ich schlief wenig. Durchlief die wohnliche Wüste. / Bis an den Rand der Erschöpfung. Drehte ich meine Kreise. / Oder ich saß am Tisch. Benutzte Silberbesteck, / von dem ein böser Geschmack auf der Zunge blieb.«

Ende der Siebziger Jahre kommt Peter Wawerzinek nach Berlin. Vor Prenzlauer Berg/Raumerstraße kommt allerdings Rummelsburg: die Fenster des Wohnheims auf die Rampen des Betriebsbahnhofs, von denen rund um die Uhr Schweine in die benachbarten Schlachthallen getrieben werden – im Roman *Liebestölpel* wird dies als Vorhölle beschrieben: »Lokomotiven sehe ich aus blutigen Fleischstücken geformt. Als fleischbeladene Fleischwaggons rattern sie vor meiner Wohnung hin und her.«

»Das Lyrische an mir ist Edi Endler« – Mit diesem Gedichttitel macht Peter Wawerzinek die Verankerung seiner Lyrik in der Ästhetik der Prenzlauer-Berg-Literatur explizit. Adolf Endler ist einer der zentralen Protagonisten der Szene (so wie Bert Papenfuß), in die Peter Wawerzinek eintaucht. Bildballungen, die das Buch zur Lesebühne machen, wären solch ein Berührungspunkt der Formsprachen.

Für das Gefühl existentieller Verlassenheit findet die Schlussstrophe des Gedichts »Das Lyrische an mir ist Edi Endler« folgendes Bild:

»Das leise Klöppeln in / den Rohren. Und spät in der Nacht Stöhnen. / Vom Himmel eine monotone Gereiztheit: / Wir wollen dich hier nicht haben.«

Aber Formen solch gedrängt-intensiver Bildlichkeit prägen genauso die Romane – überhaupt das Schreiben Peter Wawerzineks. Zitieren möchte ich eine Passage aus dem Briefwechsel mit Karsten Krampitz, weil diese mit dem Bild des feindlichen Himmels korrespondiert. Peter Wawerzinek schreibt nach Berlin, über den Regen in Klagenfurt:

»Will sagen. Klagenfurt wird zum Buckel, auf den man mit seinem Regenschirm eindreschen möchte, bis die klatschenden Hiebe die eng beisammen lagernden schafblöden Regenwolken mit Peitschenwucht auseinander treiben. Man möchte Hund werden vor Ungemach, den Himmel anbellen, bissig nach der Wolkenzudecke schnappen. Regenwolken wie Landsmannschaften, die sich ballen, Tropfen wie Hetzreden vom Himmel hoch über Klagenfurt auf uns hernieden.«

Vom Klagenfurter Himmel nochmal zurück zu:

»Das leise Klöppeln in / den Rohren. Und spät in der Nacht Stöhnen. / Vom Himmel eine monotone Gereiztheit: / Wir wollen dich hier nicht haben.«

In *Letzte Buchung* wiederholen sich einige Strophen, tauchen im Band unter und wieder auf, bilden eine Struktur jenseits von Chronologie oder anderen Ordnungsprinzipien. Die zitierten Verse gehören dazu, drei der Gedichte enthalten sie leitmotivisch. Der Autor und Publizist André Dahlmeyer nennt deshalb, in einer kleinen Besprechung von *Letzte Buchung*, den Band »ein Konzeptalbum«.

Aber zum Gefühl des Eingeschlossenseins im Untergrund klöppelnder Rohre, zu dieser monotonen Gereiztheit, die vom Himmel drückt, gibt es im Band auch eine Gegenbewegung, ein Gegenkonzept: den Aufstieg zum Himmel – im Heißluftballon. Ein Sehnsuchts-Bild der Entrückung … (passend auch in diesen Räumlichkeiten, Goethe war ja ein Fesselballon-Faszinierter).

Das Gedicht trägt den schönen Titel: »Ich mach auf jung«

»Ich verfolge die Entwicklung im Flur meines Hauses. / Sieben, acht Kacheln sind in den kalten Monaten / Aus der Flurhauswand gebrochen worden. / Helle quadratische Löcher. / Auf eine dieser Kacheln / Stellt die Studentin über mir / Wohnhaft heiße Getränke ab. / Vom Duft der Nelken zugedeckt / Im schlimmsten Schmerz will ich / Linderung vom berufsbedingten / Alleinseinsanspruch. // Ach könnt ich als Flugballon / Zum Himmel aufsteigen.«

Darauf folgt das Gedicht »Ein Nichts sein«, für das einem etwas die Konzentration fehlt, weil noch ganz im Sog des Ballonaufstiegs…

Dann blättert man um zum Gedicht »Tosendes Meer«, das mit den ersten Versen eine Ostsee-Szenerie entwirft: »Rauschende Wälder / Endlos Steine am Ufer gereiht / Darüber der blaue Himmel gestellt.« Und weiter im Blick auf die rechte Buchseite – fühlt man sich etwas ertappt: dabei ertappt, mit seinen Gedanken immer noch abgedriftet zu sein. Durch das folgende Gedicht, mit dem ich hier schließe:

»Ach könnt ich als Flugballon / Zum Himmel aufsteigen. Der Wunsch / wiederholt sich – gewollt / oder nicht? Weiß nicht / zu sagen.«

Herzlichen Glückwunsch, lieber Peter Wawerzinek, zur Ehrengabe der Deutschen Schillerstiftung von 1859!

PETER WAWERZINEK

Schillerrauschen. Das Lied von der Glocke

Fest gemauert in der Erden Steht
Die Form das Wort zum Text Zu
Dem Werk Das schreibend wir bereiten
Geziemt sich Heiterkeit im Bau und Satz
Selbsterlebtes gehört hinein gebannt
Und sich zu sich selbst bekannt Soll ein
Buch draus werden Muss Ein Guss sein
Auf Augenhöhe vom Leser zu lesen Wert
Zu schätzen und zu beloben Jeder weitere
Segen kommt von oben

Dies nun ist die Rede zum Dank gesagt Hier
Und heute An diesem Ort Und hernach setzet
Der Autor die Arbeit schreibend fort Mit Fleiß
Und sicherem Vertrauen in Schrift und Lust
Die ihr entspringet Wenn dieser Schreiber nur
Gern und wohlbedacht sein Tagwerk voll
Bringet Ein frohgemutes Lied dabei singet

Das ist's ja was uns Schreibende zieret
Von leichter Hand geführet Mit Witz Verstand
Auszudrücken Was im Herzen jeder spüret
Und der Mensch der schreibt schafft
Zu einem Manuskript zusammen führet
Von eigener Hand geschrieben

Beobachtung ist was vorrangig anzu
Führen im Schatten Schillers Glockenstube
Zu bezeugen Deutlich laut Das Oberstes
Erste was am Textgerüste baut

Und zweitens Kenntnis vom Menschen
Um dauerhaft Neues zu finden Standfestes
Zu ergründen Um in die kommende Zeit hinein
Künden zu können Jedwedes benennen zu
Müssen Kundzutun all sein Wissen über
Das eigene Lebens-Pensum hinaus Zu rühren
Der Menschen Sinne Aug und Ohr

Hier wird der Same gelegt Ohne Jammer
Ohne Leid zu klagen Ist frei heraus zu sagen
Mit eigenen Stimme zu einem großen Chor
Aufgebläht Was den Mensch im Innersten bewegt
Was die Verhältnisse sodann an Einsichten bringen
Die festgeschrieben erst spürbar näher klingen

Wort-Blasen seh ich springen Aus einem breiten
Rede-Fluss Schreibe auf was aufgeschrieben
Werden muss Singe wovon gesungen werden soll
Wende die Wasser vom Schaum der Worte ab
Scheide Dur von Missklang Oberton von Moll
Weil die Mischung der Stimmen stimmen muss
Ehe walle, walle Die Frag zum Sinn erschalle

Was wenn der Guss misslang?
Was wenn die Form zersprang?
Ach! Indem wir hoffen Hat
Unheil uns schon getroffen
Vertrauend auf der Hände Tat
Wie der Sämann seiner Saat

War erst das Kind das ich war – ein NIX
Das verlassene nicht gebrauchte Kind
In des Lebens erstem Gange Der im
Kinderheim beginnt War in Gruppe War
Im Gemeinschaftsschoß War mein erstes
Traurig-heiteres Schicksals-Los War fern
Von Muttersorgen und Vaters strahlende
Neue Morgen All Die Jahre lang Ohne
Bindung Ohne Hand – die pfeilgeschwind
Dann auch schon um gewesen sind

Heraus dem Kinderheim gerät der Bube in
Die Adoption und deren Gute Stube voll Gebot
Gehabe Atem-Not mir zum Wanderstabe
Erhoben im zugewiesenen Vater-Mutterhaus

Eine Jugend hindurch in Pranken gelegt Voller
Furchtsamer Gedanken Angehalten züchtig
Gehorsam zu sein Werde ich Nachbars-
Stadt- Lehrer- Einzelkind an Kindes statt
Allein mit meinem namenlosen Sehnen
Pochenden Herzens Im Irrsinn verwaist

Bin nicht der mehr der ich gerufen wurde
Bin nicht der mehr wie ich geheißen habe
Bin entrissen den Reihen Auf langen Fluren
Dem Bund der Kinder aus Pandoras Büchse
Herausgenommen Dem Dasein Ichsein
Weit entrücket Zerfasert Gestückelt
Von auferlegter Liebe In Not beschmücket

Fliehe die künstliche Nähe im neuen
Haus Auf dessen Bodendach Das Herz
Zum Herzen findet Sehnsucht mich ans
Fenster bindet Mit Blick zu ihm hinaus
Bis zu den kalten Sternen hin Wo ich
Mein wirkliches Ich und Individuum bin

Die Augen vernehmen Glockengesang
Die Stirn am Fensterglas empfängt den
Lebensmai Der Gürtel der engt zerspringt
Der Schleier zwischen draußen drinnen
Draußen Innen Außen und außen vor wird
Zerfetzet Es heilt an mir was mich verletzet
Und schenkt der Sehnsucht Halt zwischen
Trug Traum Wahn und Leidenschaft
Damit die blaue Blume nicht verblühet
Die Frucht zerplatzt Von ihrem Innersten
Her zum Besseren Außen führet

Tauch ab ins Reich der Phantasien
Werfe feindliche Leben ab wie Laub
Entsage dem Wirken Streben Wagen
Und gute Noten im Unterricht erjagen
Halte mich an verkümmerte Gaben
Male Singe Schreibe Drehe mich
Im Tanze Schüre unbekannte Feuer
In mir Suche um mich zu entfachen
Lerne zu tun und zu lachen Lasse
Albernheit Faxen wuchern Wachse
Im mich beengenden bedrängenden
Zwängenden Haus der Ziehfrau Von
der Idee beherrscht Mich Heimknaben
Zum herzeigbaren Kind umzuerziehen
Sich selbst zur Huldigung der Normen
Auf Gleichmaß aller zu formen Bei Tage
In der Nacht Zu Ehren des Hauses Pracht

Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ewiger Bund zu flechten
Sieh das Unglück schreitet schnell
Und der Zögling hebt an zu stoßen
Zu stechen Zu fechten Sich Zu wehren
All ihre Werte zu verkehren

Fliehe in die Kreisstadt Tauche Ab ins
Dortige Internat Sage Leb Wohl Bin mir
Entkommen Lebe mein Leben Näher an
Mir selbst Von mir wahr genommen Dass
Der Guß endlich beginne Eben fünfzehn Jahr
Schon auf Erden Hebe ich an ICH und
Selber Glocke zu werden Im festen Willen
gut und edel Rein und hold zu tönen

Lasse rinnen was aus mir rinnt Bin das
Entfesselte Kind Den Tauen und Seilen
Entkommen unterwegs auf eigener Spur
Benommen Beherrscht Beseelt von
Der Natur Den Fantasien Sprech ich
Das Wort aus BRECH die Haltezapfen
Erhebe die Welt zu meinem Glockenturm

Will oben wohnen Laut hörbar Dröhnen
übers Land hinaus Saug von den Straßen
Dampf Blase Feuer Um Säulen Treibe Verse
Schreibe Zeile für Zeile In geruhsamer Eile
Renne durch unbelebte Gassen Wälze Schüre
Ungeheuren Brand Wachsend Ohne jedweden
Widerstand Im Willen ein Gebilde zu erschaffen
Von eigener Menschenhand Aus Wolken bestehend
Wald Sturm Himmel Glut und Getümmel
Wie Brei quillt´s aus meinem Rachen Glühend
Die Lüfte Balken krachen Pfosten stürzen ein
Höchste Fensterscheiben Spleißen und Klirren
Taghell ist die Nacht In schönsten Farben Gelichtet

Und in den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen des Himmels
Wolken schauen hoch hinein
Riesengroß Hoffnungslos Gebrannt
Ist dies die Stätte wilder Stürme
Im aufgewühltem Bette Vom
Oberen Gebälk her weicht
der Mensch der Götterstärke Müßig
Sieht er seine Werke Bewundernd auf
Und untergehn

Die Bücher Ach Was ich geschrieben
Was Feuers Wut Mir auch geraubt
Wird altern Wird vergessen Zugestaubt

Ein süßer Trost ist mir zum Ende hin
Beschieden In meinem Leben Das große
Gefühl einen einzigen anderen Menschen
Zu lieben Der sich dir gern zur Seite gesellt
Und von diesem Wesen geliebt zu sein
Im selben Atemzug Das sei ein Ziel Denn
Liebst du Eines Fehlt dir Keines Ist Alles
Was es braucht Um dich herum aufgestellt

Glücklich ist die Form gefüllt
Sehe mich in die Erde aufgenommen
Will schön wieder zutage kommen
So mein Fleiß die Kunst vergilt

Seht mich vor euch Schließt die Augen
Vom Dome Schwer und bang Mein
Werk ist Tun Mich selbst anzuschlagen
Zur Ehrung JA zu sagen Tön ich als Glocke
Halt Lobgesang aufs Schreiben Nach Süden
Westen Osten Norden jubiliere Schreiberling
Ich bin geworden Klöppele Dankes
Schläge Bleib Wandrer auf
Gezeichneten Wege

vorgetragen am 29. November 2024
mit musikalischer Begleitung des Saxophonisten
Warnfried Altmann

Verleihung des Förderpreises der
ANKE BENNHOLDT-THOMSEN-STIFTUNG
an Romina Nikolić

LAUDATIO auf ROMINA NIKOLIĆ

Romina Nikolić wurde 1985 in Suhl geboren und wuchs in Schönbrunn in Thüringen auf. Sie studierte Germanistische und Amerikanistische Literaturwissenschaft und Philosophie an der Friedrich-Schiller-Universität Jena und an der Technischen Universität Braunschweig und arbeitet heute als Lyrikerin, Herausgeberin und Projektmanagerin der Literatur- und Kunstburg Ranis in Jena. Seit 2009 setzt sie sich für die Förderung v. a. junger Literatur aus Thüringen, u. a. durch die Gründung, zusammen mit Moritz Gause, der Veranstaltungsreihe »Wortwechsel – Junge Literatur aus Thüringen« und die Gründung des unabhängigen Publikationsprojekts »LoveCrimeBooks« im Jahr 2017, ein. 2012 erhielt sie das Walter-Dexel-Stipendium der Stadt Jena, 2013 ein Arbeitsstipendium des Thüringer Ministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur. In den Jahren 2009 und 2011 wurde sie mit dem Preis des Jungen Literaturforums Hessen-Thüringen ausgezeichnet.

DANIELA DANZ

Wie bin ich froh, dass Romina Nikolić in Schönbrunn in Thüringen aufgewachsen ist! Ich war noch nie in Schönbrunn, aber ich kenne Schönbrunn aus ihren Büchern bzw. ich kenne es nicht. Ich kenne einen literarischen Ort, dessen Korrelat zwischen den Zeilen aufscheint. Ich befreunde mich in Romina Nikolić' Langgedicht *Unterholz* mit einem Ort, der Schönbrunn heißen könnte und ich entfremde mich von ihm, ich werde an etwas erinnert und die Erinnerung entzieht sich wieder.

Aus dem Nebel
komm ich noch einmal zurück, vorbei
an Tieren, die im Morgengrauen liegen,
die Rücken in den Schlaf gekrümmt,
feuchte Gräser zu meinen Füßen, weiche Erde,
Wege, die ins Ungewisse gehen, vor Augen nur
die Hand im Winterfell, an Wirbeln entlang, ein Vortasten
die Hügel hinab, in Täler, Senken,
den Rinnsalen nach, ein Vortasten auf freie Felder hin:
Für dich wag ich mich hinaus.

So setzt das Gedicht ein. Es nimmt mich an die Hand, es führt mich. Durch eine Welt, in der die Imagination die Ecken, die das schwache Licht der Erinnerung unausgeleuchtet lässt, erhellt. Aber was sind das eigentlich für Lichtverhältnisse in diesem Gedicht? Manches tritt grell hervor, auf manches fällt, kaum, dass es deutlich war, ein plötzlicher Schatten, anderes tritt unerwartet farbig hervor. Aber es handelt sich um keinen Film, eher eine Virtual-Reality-Erfahrung mit dem Geruch von nassem Fell, von Jauchegruben und dem muffigen Dampf an Schlachttagen, überreifen Äpfeln, alten Hautfalten und dem von der Winterluft in eisiger Eile eingewickelten Essensgeruch

aus offenen Fenstern. Ich erinnere mich an all das jetzt, wo ich es lese, was ich aber vergessen hatte, waren die Menschen darin. Romina Nikolić lebt nicht nur als Autorin, sondern auch als überaus engagierte Literaturvermittlerin in einem großen Netzwerk. Sie verbindet die verschiedensten Menschen miteinander, hält und pflegt diese Verbindungen, flicht unermüdlich an diesem Netz und unterstützt es, wo sie kann. Vielleicht wächst ihr von diesem außerliterarischen Talent im *real life* und vor allem in *social media* auch die Kunst zu, Menschen in ihren Texten zu vergegenwärtigen, wie sie sich selbst nie vergegenwärtigt haben, nämlich quasi in ihrer mythischen Möglichkeitsgestalt. In der Gestalt also, die sie annehmen, wenn sie sich einreihen in eine lange Erzählung, in der sie die Erzählungen anderer weitertragen und umerzählen. In der sie glauben oder wenigstens fürwahrhalten, dass sie selbst Träger einer Erzählung sind, die sich ihres Lebens annimmt, um Brauchbares und Unbrauchbares, Weisheit und Lebenspraxis, Aberglauben und Widersinn, Weltwissen und Arbiträres weiterzutragen und der sich langsam verändernden Gegend, die sie mit anderen teilen, immer wieder neu zu erzählen.

Aus den Zimmern drang verzweifeltes Lachen,
das Schnarchen der Männer,
das Schluchzen der Mütter, die beim Stillen weinten,
das Seufzen der Mütter, die beim Stillen starben,
Anything for Love dröhnte dumpf aus einer Kammer,
übertönte gedämpfte Schläge, das Heulen
der Sirenen später, das Grauen in den Magengruben,
Rotlicht, Blaulicht, Rotlicht zwischen geschieferten Häuserwänden
entlang der Gassen auf dem Weg nach Hause
wollten wir schnell vorüberfliegen,
über die Köpfe der Entsetzten,
Anything for Love.
Gott, oh Gott.

Dieser Strom der Erzählung, in der die einzelnen Gestalten in Romina Nikolićs Langgedicht sich einreihen, trägt das Sediment der Geschichte, den letzten Krieg, untergeackerte Hinterlassenschaften, die DDR, in der die Gegend um Schönbrunn ebenso Teil der zentralisierten Vereinheitlichung wurde, wie man sie dem fortzeugenden Eigensinn seiner Randlage überließ. Harmonie, Harmlosigkeit und Harm liegen in jenem Dorf am Stausee ebenso nah beieinander wie Dämonie, Dämmerung und Dammbruch. In

einem Gastbeitrag für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* schrieb Romina Nikolić mit Blick auf die bevorstehenden Landtagswahlen in Thüringen von der Gemengelage fremden- und diversitätsfeindlicher Ressentiments, die in vertraute Vorgänge wie das dörfliche Hausschlachten gekleidet, an Brutalität kaum zu übertreffen sind – vermutlich sind die Sprecher sich dessen gar nicht bewusst, weil sie, und da hat die Sache mit der kollektiven Erzählung eben ihren Pferdefuß, sich auch hierin sich getragen fühlen von etwas, das man halt so sagt.

Elsbeth jammerte, *mei'harz, mei'arm.*

Die Nachbarin stand in der Tür
mit dem neuesten Stand der Geschehnisse:
Dass das Wimmern jetzt lauter wird,
dass sie die Sau jetzt endlich anstechen,
dass der Bolzen glatt durch die Knochen geht,
dass es mit der Elsbeth bestimmt nun endgültig ist,
dass die Frauen jetzt alle im Hof gebraucht werden,
dass im Brühtrog das Wasser nun heiß genug wär,
dass die Männer die Sau kaum gehoben kriegen,
dass die Elsbeth ja schon lange nicht mehr hatte baden können,
dass es ein besonders borstiges Tier ist diesmal,
dass die Elsbeth zuletzt nur noch gelegen hat,
seit sie ihr das Bein abgenommen hatten,
dass sie gleich noch was vom frischen Fleisch rüberschickt,
dass an die Füße nachher eine schöne Erbsensuppe gekocht wird,
dass es Elsbeth ja nun endlich geschafft hat,
dass es halt nun anders nicht gegangen wäre,
dass der Schlachter ja schon lange bestellt war …

Mit ihrem Text *Unterholz* geht Romina Nikolić auch an die Stellen, an denen die Märchen in den Albtraum kippen, an denen das Gewissen einer ganzen Generation greifbar wird, wie es sich windet und nach Rechtfertigung sucht und sich in die nächste Epoche hineindreht, die vorgibt, eine sichere Mauer gegen die dunkle Vergangenheit gebaut zu haben. Und schließlich erscheint auch diese Epoche im Rückblick verfehlt, aber bleibt Teil des dörflichen Lebens, setzt Moos an, das gnädig die Härte polstert und letztendlich alle für den Moment miteinander versöhnt, weil man es in einem Dorf irgendwie miteinander aushalten muss:

Ich erinnere mich an ein Pferdefuhrwerk
voller Christdemokraten
zur Einheitsfahrt um den Stausee,
die Männer und Frauen, das Volk,
es wurde angestoßen und gegrölt, *auf das Volk!*
Ich war das kleine Mädchen,
das am lautesten brüllte,
ich war ein Dicker,
dem zwei Finger fehlten,
ich war der Sohn des Kutschers,
der den Wagen lenken durfte,
ich hatte rote Wangen,
ich trabte gemächlich neben mir,
ich flog den Gäulen um den Arsch.
Wir alle erinnern uns noch heute an diesen Tag.
An das Feuerwerk, an das kühle *Schwarzbacher*
und die Rostbratwürste vom Adler.
Die *Singertaler* spielten auf
und die Frauen stiegen auf die Tische,
und erwachsenen Männern wurde schwindelig, und
die Flechten wuchsen langsamer an den Stämmen, und
die Schilfen moderten daheim in den Kübeln,
Fiebermuster, wirre Träume.

Romina Nikolić blickt ohne Nostalgie zurück, was sicher daran liegt, dass *Unterholz* nicht nur eine Erinnerung ist, sondern eben ein Ineinander verschiedener Lebensentwürfe, die ganz unterschiedlichen Zeiten angehören und sämtlich auf die Gegenwart zulaufen, auf die Verantwortung für jene kollektive dörfliche Erzählung, der die Autorin sich nicht entziehen will. Es sind ihre Leute, wenn sie ihr auch ebenso fremd wie vertraut sind und sie lässt sie zu Wort kommen, sie lässt Disparates in aller Widersprüchlichkeit nebeneinander stehen, sie zeigt, wie Verletzen und Verletztwerden sich in der Enge ineinanderkrallen, um immer wieder eins zur Ursache des Anderen zu werden:

Ich werd damit nicht fertig,
ich werd nicht fertig damit!
Die Nachbarin wühlte in der Erde,
das Beet sah schon aus wie Kraut und Rüben,
wie eine offene Wunde.
Kein Mensch wusste,

was sie da eigentlich macht,
und es wollte auch keiner mehr danach fragen.
Ich werd damit nicht fertig.

Alle Verfahrenheit eines Lebens ist in diesen Sätzen, die eigentlich in Schönbrunner Mundart geschrieben sind, eingefangen: »[...] *iich war damit ned fardich/ iich war ned fardich damit!* [...]« Es gelingt Romina Nikolić immer wieder, die wuchtigen Momente dörflichen Lebens, von denen in einer urban geprägten Welt selten die Rede ist, zu finden. Das meinte ich als ich eingangs sagte, dass ich froh sei, dass Romina Nikolić in Schönbrunn aufgewachsen ist: Sie vermag in ihrem Blick für soziale Geflechte und deren Bedingtheit, mit ihrer Neugier auf Menschen, die Liebenswertes und Abstoßendes als zusammengehörig betrachtet, einen solchen Text zu schreiben, der aus der Erinnerung in die Gegenwart reicht, der uns etwas verstehen lässt, der uns erinnert, uns versöhnt und verzweifeln lässt, der noch lange nachhallt und uns mit einer Welt verbindet, die nicht so fern ist wie wir denken.

ROMINA NIKOLIĆ

Werte Gäste ...

Dass ich heute hier vor Ihnen stehen und diesen Preis entgegennehmen darf, verdanke ich nicht nur meiner Familie, meinen Freund*innen, der Unterstützung meiner Kolleg*innen und meinem sehr geduldigen Lektor und Herausgeber, es ist für mich vielmehr auch ein kleines Wunder. Vielleicht erinnern Sie sich an Handke und seinen Ausbruch nach der Kritik von Saša Stanišić, als er rief: »Ich bin ein Schriftsteller, komme von Tolstoi, ich komme von Homer, ich komme von Cervantes!«

Ich darf Ihnen heute mitteilen: Ich komme vom Dorf. Ich bin eine Frau. Und ich rede meist ziemlich viel. Jeder, der schonmal mit mir Auto gefahren ist oder Zeit mit mir im Büro verbringen musste, kann wahrscheinlich ein Lied davon singen.

»Ich komm' vom Dorf«, das wird oft entschuldigend gesagt, wenn jemand nicht weiß, mit welcher Straßenbahnlinie er in Jena von A nach B kommt. Oder ob man den Fahrschein auch noch in der Bahn lösen kann. Oder wann der richtige Moment ist, den Halteknopf zu drücken – vorzeitiges, nervöses Drücken enttarnt einen immer gleich, da kann man auch direkt proklamieren: »Verzeihung, Verzeihung, ich komm' vom Dorf!«

Wir alle kennen solche drolligen Charaktere. Aus der Straßenbahn, aus Filmen und Geschichten. Das Dorf und seine manchmal etwas einfältigen Bewohnerinnen und Bewohner haben ihren Platz in der Literatur. Das Dorf ist oft eine willkommene Kulisse, wenn

es um verklärtes Idyll und Naturverbundenheit geht. Es ist ein Ort der Tradition und des Ursprungs. Kulturelle und historische Kontinuität lassen sich hier belegen und besingen. Die Nähe zu Mythen, Märchen und Sagen lässt das Dorf als romantischen Gegenentwurf zu urbanen Gebilden erscheinen. Es bietet sich aber auch hervorragend an als Konfliktraum, in dem gesellschaftliche Spannungen, Isolation, soziale Kontrolle und dergleichen verhandelt werden. Es ist ein wunderbares Experimentierfeld mit großem poetischen Potenzial, auf dem sich neben Goethe, Annette von Droste-Hülshoff, Georg Trakl, Bertolt Brecht, Sarah Kirsch, Franz Fühmann, Wulf Kirsten durch die Jahrhunderte hinweg unzählige Schriftstellerinnen und Schriftsteller in allen Genres ausgetobt haben.

Das Dorf hat also seinen Platz in der Literatur. Aber wie sieht es aus mit den Literatinnen und Literaten im Dorf? Wir bewegen uns natürlich im Bereich der anekdotischen Evidenz, wenn ich Ihnen sage: In *meinem* Dorf galt das Schreiben höchstens als Hausaufgabe, die man aus der Schule mit nach Hause brachte. Als kleines Werkzeug, wenn man sich auf die Bütt zur nächsten Karnevalssitzung vorbereitete. Oder der Tante Gerda eine gereimte Freude zum 80. machen wollte. Oder wenn es einen Finanzbeamten davon zu überzeugen galt, dass man wirklich triftige Gründe hatte, die Steuererklärung vom vor-vorigen Jahr noch nicht eingereicht zu haben. Das Schreiben, ja, das gab es, das hatte schon seinen Zweck,

aber es war keineswegs etwas, mit dem man zu viel Zeit verbringen sollte. Effektiv und nützlich sollte es sein. Und am besten – vor allem, wenn man sich im Schreiben eher zweckfreien Formen wie etwa der Poesie widmete – sollte man es ausschließlich dann tun, wenn man mit der *richtigen* Arbeit fertig war. Richtige Arbeit war natürlich etwas Handfestes, Handwerkliches. Selbst meine Mutter, als Lehrerin, machte sich regelmäßig der Bildungssnoberei und Faulenzerei verdächtig und musste sich trotz Vollzeitarbeit mit Unterricht an zwei Schulen noch im elterlichen Bäckereibetrieb nützlich machen. Schreiben also galt bestenfalls als Hobby. Damit konnte man keinen Blumentopf gewinnen und schon gar nicht konnte man damit Geld verdienen. Belustigen bestenfalls, aber das wars. Schreiben als ernstzunehmende Beschäftigung: absurd.

Ich denke an Lutz Seilers Satz: »Es gibt keine vernünftigen Gründe, Gedichte zu schreiben, eher einige vernünftige Gründe, das nicht zu tun.« Mein Dorf nahm dies als Diktum – Punkt! – und hielt es hoch. In meiner Erinnerung hätte es keinen schreibfeindlicheren Ort geben können. Der eine Schriftsteller in meinem dörflichen Dunstkreis, das war eine Plakette an einem Haus in der Neustädter Straße, die einen alten Mann zeigte, der 1881 das Zeitliche gesegnet hatte. Und die einzige lebende Schriftstellerin in meinem Dorf, das war eine Deutsch- und Kunstlehrerin, die auch heute noch Gedichte und Reiseberichte schreibt. Und von der ich die Leute sagen hörte, hinter mehr oder weniger vorgehaltener Hand: »Wenn die amoal stirbt, müss'n sa die Gusch' noch amoal da'schloa, äss endlich ruh is.«

Ich komm' auch aus diesem Dorf. Ich bin auch eine Frau. Ich rede gern viel und ich schreibe Gedichte. Und ich wuchs in der Gewissheit auf, dass Frauen, die zu viel redeten oder sich dem unnützen Rumg'schreibsel verschrieben hatten, lästig sind. Vor allem und am meisten, wenn sie mit ihren zu Papier gebrachten Frauengedanken und -ansichten dann auch noch eine Bühne beanspruchen wollten. Als wäre es nicht genug, dass man sonntagvormittags der Katechetin »a dreiviertla stunn' bei da Gottesdienstve'traatung zu müss' hör, da lösst die a noch die Kunstlehrerin drei Gedicht' läs! Un dahemm stenn die Aadöpfl uffm Herd un koch'n sich ned vo salwats!!!«

Der »Tortenring als Denkschablone« in meinem »Unterholz« … Ich wünschte, das wäre eine Übertreibung.

Nancy Hünger schrieb 2016 für und über Paulus Böhmer: »Wer das Glück an seiner Seite weiß, beginnt mit nichts wie wenig an der Hand ein paar lose Worte wie Plaudertaschen, ein Raunen unter

der Schädeldecke, ein Takt oder Tick in den Fingerspitzen, ein nervöses Ziehen: so ein auffahrendes, ohrenbetäubendes Gefühl – besser noch: eine Ahnung, dass die Dinge und was immer um einen herum plötzlich in Sprache zur Sprache drängen, in Sprache aufgehen, benannt werden wollen, wieder und wieder umbenannt, auch umgewidmet, schlicht: übersetzt in Zungenrede.«

Wer nun einen solchen körperlich drängenden Ausdruckswillen verspürt, ein Schreiben-müssen über das Zweckmäßige hinaus, der tut das. Gegen die Widerstände und gegen das Dorf, das einem Nutzlosigkeit und Faulheit unterstellt.

Nun könnte ich sagen, zum Glück ist das Dorf ein Ort, den man verlassen kann. In Gedanken kann man schließlich zurückgehen, die Erlebnisse, Geschehnisse, Gespräche, Prägungen, Eindrücke, Brüche, Wunden nachvollziehen und -fühlen, ihr poetisches Potenzial abschöpfen, sie be- und umbenennen und variieren und im Gedicht arrangieren.

Ich könnte sagen, ich bin froh, dass ich das Dorf verlassen habe. Dass ich eine Deutschlehrerin hatte, die mich bestärkt hat, bei der Literatur zu bleiben. Froh, dass ich in Jena, Weimar, Erfurt so inspirierende und tatkräftige Verbündete gefunden habe, die mich in meinem Schreiben ernst genommen, gefördert, begleitet und ihm eine Bühne gegeben haben: Dr. Martin Straub ist hier an erster Stelle zu nennen. Ich bin froh, dass ich in verschiedenen Rollen seit vielen Jahren das literarische Leben Thüringens mitgestalten, Teil eines fruchtbaren Netzwerks sein darf, an der Seite von so wunderbaren Menschen wie Sigrun Lüdde, Uta Utzelmann, Nancy Hünger, Daniela Danz, Christine Hansmann, Ralf Schönfelder, Mario Osterland, Robert Sorg, Andreas Berner und André Schinkel. Ich bin froh, dass ich eine Familie habe, einen verständnisvollen Mann, der mich unterstützt, mir für meine Arbeit nach Kräften den Rücken freihält und mir auch mal einen Teller Essen vor die Nase stellt, wenn ich zu lange im Hyperfokus auf den Bildschirm starre und vergesse, dass man irgendwann auch mal Nahrung zu sich nehmen muss.

Ich komm vom Dorf, ich bin eine Frau, die gern viel redet, und ich bin sehr froh darüber, dass es Menschen gibt, die in dem, was ich bin und tue, einen Wert sehen. Ich bin sehr froh darüber und dankbar für all das und empfinde es als großes Privileg. Ich könnte mich eigentlich nur freuen.

Aber: Ich könnte das tun und das Dorf hinter mir lassen, doch angesichts der politischen Lage fällt es mir schwer. Thüringen ist größtenteils ländlich, dörflich. Mich besorgt eine kultur- und bildungsfeindliche Haltung, die ich aus meinem Dorf noch kenne.

Sie schreibt sich fort und spielt denen in die Hände, die sich weiter und weiter von der demokratischen Grundordnung unserer Gesellschaft entfernen wollen. Die Wahlergebnisse belegen, dass ein erheblicher Teil der Menschen hier in Thüringen kein Problem darin sieht. Ich sehe uns Schreibende, Redende, Lesende in der Verantwortung und Pflicht, mit unseren Mitteln entgegenzuwirken. Es ist eine große Aufgabe, die sich nicht einfach fassen lässt und vielleicht gerade deshalb des Instrumentariums, des Potenzials, der Perspektiven und nicht zuletzt der Stimmen der Kunst und Literatur bedarf.

Ich danke auch deshalb der Anke Bennholdt-Thomsen-Stiftung für diesen Preis, herzlichen Dank der Jury für die Wertschätzung und die Ermutigung zum Weitermachen! Und meinen Wegbegleiter*innen und Mitstreiter*innen: Dank auch euch, aufs Herzlichste, für das immer wieder neu Denken, für eure Ideen und den Mut, nicht die Waffen zu strecken, vor den Herausforderungen, vor denen wir stehen. Vielen herzlichen Dank! Auch Ihnen, fürs Zuhören.

Abdruck mit freundlicher Genehmigung der Autorinnen und Autoren.

Impressum

Herausgeber und Redaktion: Deutsche Schillerstiftung von 1859
Erscheinungsjahr: 2025
Erscheinungsort: Weimar
Druck: Buch- und Kunstdruckerei Kessler GmbH Weimar
Typographie: Ricarda Löser, Ph.D. | www.ricarda-loeser.de

Wir danken dem Thüringer Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur
für die Förderung des Druckes dieser Dokumentation.

Die Deutsche Schillerstiftung von 1859

Gegründet 1859 mit dem Zweck, unverschuldet in Not geratene Schriftsteller und ihre bedürftigen Familien zu unterstützen, sieht die Deutsche Schillerstiftung von 1859 ihre Aufgabe heute in der Förderung und Unterstützung deutscher Schriftstellerinnen und Schriftsteller, die durch ihre künstlerische Leistung hervorgetreten sind. Diese erfolgt durch die Verleihung von Ehrengaben und den unregelmäßig verliehenen »Schiller-Ring«.

Die Anke Bennholdt-Thomsen-Stiftung

Die Anke Bennholdt-Thomsen-Stiftung wurde im Jahr 2008 von Dr. Alfredo Guzzoni († 2024) unter dem Dach der Deutschen Schillerstiftung ins Leben gerufen. Zweck der Stiftung ist die Förderung von Kunst und Kultur auf dem Gebiet der deutschsprachigen Lyrik. Der Preis zeichnet ausschließlich durch ihre künstlerische Leistung hervorgetretene Lyrikerinnen aus.

Jury
Dr. Daniela Danz
Dinçer Güçyeter
Judith Heitkamp
Hon.-Prof. Dr. Florian Höllerer
Hubert Spiegel

Deutsche Schillerstiftung von 1859
c/o Steuerbüro STB Schiffmann und Tübel GmbH
Carl-August-Allee 12
99423 Weimar
Web: www.schillerstiftung.de
E-mail: info@schillerstiftung.de

Vorstand
Dr. Madeleine Brook (Marbach/N.) | Dr. Peter D. Krause (Ettersburg) |
Carsten Klever (Weimar)

Vorsitzender des Kuratoriums
Prof. Dr. Hansgeorg Schmidt-Bergmann (Karlsruhe)

Sprecher der Jury
Hubert Spiegel (Frankfurt/M.)

Spendenkonto
Deutsche Bank
BIC: DEUTDEBERF
IBAN: DE25 8207 0024 0292 8646 00